

Liebe Leserin, lieber Leser,

zum einen wollte ich Sie auf ein

➤ Interview mit Remo Largo
aufmerksam machen,

zum andern auf eine

➤ Veranstaltung mit Manfred Spitzer in Bern,
schliesslich wollt ich Euch ein paar Worte

➤ Janusz Korczaks
mit auf den Weg geben.

Zuerst hier als das Interview mit Remo Largo. publiziert im „Magazin“ des „Tages-Anzeigers“ und der „BAZ“ vom vergangenen Wochenende.

«DER GUTE SCHUELER IST HEUTE EIN MÄDCHEN»

Aus Das Magazin
von Martin Beglinger

Was läuft an den Volksschulen falsch? Fast alles. Richtige Antworten von Remo Largo, dem bekanntesten Kinderarzt und Jugendkenner der Schweiz

Vor zwei Jahren ist er in den gesundheitlich bedingten Ruhestand getreten nach dreissig Forscherjahren am Kinderspital Zürich. Heute lebt Professor Remo Largo, 64, im sanktgallischen Gommiswald, mit grandiosem Blick auf den oberen Zürichsee. Doch ruhen mag er hier oben nicht. Soeben ist eine vollständig überarbeitete Neuauflage seines Longsellers «Babyjahre» erschienen, der seit 1993 eine halbe Million Mal in der halben Welt verkauft und mittlerweile selbst ins Chinesische übersetzt worden ist. Auf seinem Schreibtisch liegen dieser Tage allerdings nicht die «Babyjahre», sondern eine ganze Reihe von Schulstatistiken aus dem Kanton Zürich, die typisch für die ganze Schweiz sind und den renommierten Kinderarzt seit Längerem umtreiben. Es geht um die unterschiedlichen Bildungserfolge von Buben und Mädchen, und diese klaffen Jahr für Jahr weiter auseinander. Beispiel Maturaabschluss im Kanton Zürich: 1988 war diese Quote noch ziemlich ausgeglichen, seither ist sie bei den Mädchen im Jahr 2006 kontinuierlich auf 60 Prozent gestiegen und bei den Knaben auf 40 Prozent gefallen. Die Geschlechterschere tut sich nicht erst am Gymnasium auf. Sie zeigt sich schon im Kindergarten. Von der Vorschule bis in die Oberstufe sitzen doppelt so viele Buben wie Mädchen in den leistungsschwachen Klein- und Sonderschulklassen. Das gleiche Bild auf der Sekundarstufe: Je tiefer das Niveau, umso mehr Buben sitzen in der Klasse; am meisten sitzen in der Sek C, der früheren Realschule, am wenigsten in der Sek A.

Herr Largo, Sie sind beunruhigt über diese Statistiken. Warum?

Ich bin mehr als beunruhigt. Für mich offenbaren diese Zahlen ganz klar eine Chancenungleichheit zwischen Mädchen und Buben. Die Mädchen werden systematisch bevorzugt, die Buben hingegen diskriminiert, und das halte ich bildungs- und gesellschaftspolitisch für hoch brisant.

Sie glauben an eine absichtliche Diskriminierung der Knaben?

Ob eine Strategie dahintersteckt, müssen Sie die Bildungsdirektion fragen. Mir scheint es eine fahrlässige Diskriminierung zu sein. Wir haben jetzt dreissig Jahre Frauenemanzipation hinter uns, wogegen auch gar nichts einzuwenden ist. Alle haben sich um bessere Chancen für Mädchen gekümmert, die ihrerseits zuvor sozial diskriminiert

worden sind, indem man ihnen sagte, Ausbildung sei nicht so wichtig für sie, weil sie ja ohnehin bald eine Familie gründen würden. Aber mittlerweile glaube ich, dass man übers Ziel hinaus geschossen hat. Heute muss man sich fragen, wie es eigentlich den Buben geht. Warum gibt es nur einen Tochtertag und nicht auch einen Sohntag? Die Männer stehen nicht für die Buben ein, weil sie noch gar nicht richtig begriffen haben, was geschehen ist. Im Unterschied zu den Mädchen fehlt den Buben eine Lobby.

Sie sind ihr Lobbyist.

Aber sicher nicht in eigener Sache. Ich habe drei erwachsene Töchter. **Bildungsexperten wie Urs Moser und auch die Zürcher Bildungsdirektion halten dieses Ungleichgewicht zwischen Mädchen und Buben nicht für alarmierend und verweisen darauf, dass die Buben ihren Weg einfach häufiger über die Fachhochschulen machen.**

Tatsächlich machen junge Männer immer häufiger einen Umweg über Lehre, Berufsmittelschule und Fachhochschule. Aber diese Sicht ist beschönigend, weil es nicht der gleiche direkte Zugang zur Universität ist wie für die Mädchen. Die Buben werden schleichend aus den Mittelschulen verdrängt. Dieser Trend ist auch in Deutschland und England zu beobachten, aber in keinem anderen Land ist er krasser als in der Schweiz.

Woran liegt es, dass Mädchen in der Schule offenbar besser sind? Sind Buben dümmer?

Sie sind nicht dümmer, sie sind anders. Buben haben andere Interessen und andere Motivationen als Mädchen. Deshalb brauchen sie andere Lernbedingungen. Unter den gegebenen kommen ihre Stärken nicht zum Tragen.

Buben haben in der Klasse offensichtlich stärkere Konkurrenz von den Mädchen erhalten. Müssten sie sich nicht einfach mehr anstrengen? Und zum Beispiel etwas weniger Computergames spielen? Das ist ein Klischee. Abgesehen davon, sind Computerfreaks normalerweise keine schlechten Schüler. Die schwachen Schulleistungen der Buben liegen daran, dass im heutigen kompetitiven System mit Noten, Prüfungen und generellen Lehrplanzielen die Mädchen im Vorteil sind. Denn erstens reifen sie rascher heran. Im Alter von 12 Jahren sind sie einem Buben entwicklungs-mässig im Durchschnitt um eineinhalb Jahre voraus. Zweitens haben Mädchen eine höhere Sprachkompetenz, was ihnen bei der Sprachlastigkeit der Lehrpläne ebenfalls zugutekommt. Sehr wichtig ist zudem die Arbeitshaltung: Mädchen sind fleissiger, zuverlässiger und angepasster. Sie begehren weniger auf. Buben sind erzieherisch aufwendiger. Geht es um Ordnung, Fleiss und Pünktlichkeit, haben Buben zum vornherein verloren.

Vor vierzig Jahren ging es noch viel mehr um Ordnung, Fleiss, Pünktlichkeit, und doch war der Anteil der Knaben am Gymnasium höher. War das nur dank einseitiger Protektion der Buben möglich?

Es gibt verschiedene Gründe. Ein wichtiger ist: Mädchen wollen heutzutage ihre Fähigkeiten genauso entwickeln wie Buben. Ihr Selbstwertgefühl hängt genauso von der schulischen Leistung ab wie das der Buben.

Hat ein durchschnittlich intelligentes, aber braves Mädchen die besseren schulischen Chancen als ein etwas intelligenterer, aber aufmüpfiger Knabe?

Ich meine ja. Der gute Schüler von heute ist ein Mädchen. Das liegt aber nicht an seiner Kompetenz, sondern an seinem Verhalten. Aber es darf doch nicht sein, dass die heutige Pädagogik die Buben ausgrenzt, weil sie nicht so pflegeleicht sind wie Mädchen. Die Buben werden verpathologisiert, weil wir sie nicht so haben wollen, wie sie nun mal sind.

Trotzdem: Lässt sich denn die Sozialkompetenz der Buben nicht verbessern?

Doch, aber Buben lassen sich nicht gleich sozialisieren wie Mädchen. Insgesamt ist die weibliche Sozialkompetenz tatsächlich etwas höher, was daran liegt, dass Frauen die Kinder aufziehen und ein grosser Teil der Kommunikation mit dem Baby nonverbal ist. Deshalb können Frauen ihre Kinder – und Menschen ganz generell – besser lesen und auf sie reagieren.

Welche Buben haben die schlechtesten Chancen?

Jene mit Stärken, die nicht benotet werden, und mit Schwächen, die die Schulkarriere knicken. Zum Beispiel Knaben mit ausgezeichneten handwerklichen Fähigkeiten und einer Legasthenie. Auch mathematisch-naturwissenschaftliche, motorische und musische Fähigkeiten werden unterbewertet.

Das haben auch die Bildungsdirektionen erkannt und eine Korrektur der Sprachlastigkeit eingeleitet.

Davon ist im realen Schulbetrieb bis jetzt nicht viel zu spüren.

Müsste man die Buben nicht später einschulen, wenn sie sich ohne hin später entwickeln als die Mädchen?

Wichtiger wäre, den Besonderheiten der Knaben mehr Rechnung zu tragen. Also zum Beispiel weniger Grammatik und Vokabeln büffeln und stattdessen zum Beispiel mehr unter Anleitung herausfinden, wie elektrischer Strom entsteht und verwendet werden kann, indem man ein Wasserkraftwerk besucht oder einem Elektriker bei seiner Arbeit zuschaut.

In der Oberstufe wird der Umgang mit den Buben für die Lehrpersonen oft noch schwieriger.

Nicht wenige Knaben, aber auch Mädchen sind mit 13 bis 15 Jahren de facto ausgeschult. Was folgt, sind verlorene Jahre, die bloss noch abgesehen werden. Ich halte es hier mit dem deutschen Pädagogen Hartmut von Hentig, der findet, man solle endlich aufhören, alle Jugendlichen stur bis 16 Jahre in die Schule zu schicken. Würde man sie anderweitig – praktisch – weiterbilden, wären diese Jungen mit hoher Motivation bei der Sache.

Es ist derzeit oft von der «Feminisierung der Schule» die Rede, weil zumindest auf der Unterstufe kaum mehr Männer unterrichten. Ist das mit eine Ursache für die Benachteiligung der Buben?

Nein. Beide Geschlechter haben erzieherisch mehr Schwierigkeiten mit Buben als mit Mädchen. Das Problem liegt meines Erachtens nicht im Geschlecht der Lehrperson, sondern in der Bildungspolitik.

Sie sagen, die heutige Bildungspolitik dränge die Buben schleichend aus den Mittelschulen. Die Statistik zeigt allerdings, dass in reichen Zürcher Quartieren die Differenz zwischen Buben und Mädchen nur halb so gross ist. Was schliessen Sie daraus?

Reiche Eltern pushen ihre Söhne eben mehr in Lernstudios und im Nachhilfeunterricht. Vermutlich hat Zürich nicht nur weltweit am meisten psychoanalytische Praxen, sondern auch am meisten Lernstudios. Aber dort geht es nicht um Lernen im Sinn von Verstehen, sondern es geht ums Drillen, ums Bestehen von Prüfungen. Nur braucht diese Gesellschaft nicht Menschen, deren Bildung nur aus stupidem Auswendiglernen besteht.

Ganz grundsätzlich gefragt, Herr Largo: Welche Volksschule brauchen wir?

Genau diese Frage ist bisher nie breit diskutiert worden. Ich bin der Meinung, dass wir lange Zeit eine sehr gute Volksschule hatten. Doch sie war auf die Bedürfnisse der Industriegesellschaft ausgerichtet. Heute leben wir in einer Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft, sie braucht Menschen mit anderen Kompetenzen. Eine Gesellschaft, die auf den einzelnen Menschen und nicht mehr auf die Masse setzt, braucht einen individualisierten Schulunterricht.

In der Wirtschaft heisst es aber ebenso oft, die Schule müsse sich auf ihre Kernkompetenz besinnen und den Kindern endlich wieder Rechnen, Lesen und Schreiben beibringen.

Die Klagen der Wirtschaft haben andere Gründe. Die Volksschule ist nicht schlechter geworden, die Anforderungen der Wirtschaft sind gestiegen. Heutzutage repariert nicht mehr ein Mechaniker das Auto, sondern ein Elektroniker. Eine Dienstleistungsgesellschaft braucht nicht disziplinierte, obrigkeitshörige Arbeiter, die nie aufmucken, sondern Leute, die selbstständig denken und handeln.

Was heisst Ihre Forderung nach konsequenter Individualisierung für die Volksschule?

Der Unterricht muss individualisiert werden, denn die Vielfalt der Kinder ist eine biologische Realität. Sie wird dann verleugnet, wenn man nicht weiss, wie man pädagogisch mit ihr umgehen soll. Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass es für das Individuum wie für die Gesellschaft das Beste ist, wenn der Einzelne seine Stärken möglichst gut verwirklichen kann, die in ihm schlummern. Ich bin gegen die Züchtung jeglicher Monokulturen in der Schule, ob das nun Dienstleister oder Informatiker seien, denn niemand kennt die Bedürfnisse der Gesellschaft in zwanzig Jahren. Orientieren wir uns also an den Fähigkeiten des einzelnen Kindes und machen eine Schule, die diese möglichst fördert und dadurch kompetente und selbstbewusste Menschen heranzieht.

Das neue Zürcher Volksschulgesetz, für das auch Sie 2005 öffentlich geworben haben, verlangt diese Individualisierung. Man ist also auf gutem Weg.

Schön wärs. Das Gesetz spricht von Individualisierung und fordert gleichzeitig verbindliche Lehrplanziele. Das ist ein Widerspruch. Man kann natürlich auf der Erfüllung dieser Lehrplanziele bestehen, aber de facto werden sie nicht erfüllt. Obwohl an alle Kinder die gleichen Anforderungen gestellt werden, sind sie nach neun Schuljahren verschiedener denn je. In der Schweiz können 50'000 normal intelligente Leute nicht einen einzigen Satz lesen und etwa 500'000 nur einen einfachen Text. Die Lehrplanziele werden offensichtlich nicht erfüllt.

Wäre die Abschaffung von generellen Lehrplanziele nicht eine Kapitulation der Schule? Diese Lehrplanziele orientieren sich nicht an den Bedürfnissen der Kinder. Sie werden von Bildungsbürokraten und -technokraten entwickelt, die sie selber in den Schulstuben nicht durchsetzen müssen. Die Lehrplanziele sollen einen hohen Bildungsstand sicherstellen, erzeugen aber nur einen enormen Druck bei Kindern, Eltern und Lehrpersonen. Den Bildungsstand gewährleisten nicht Lehrplanziele, sondern das tut die Lehrerschaft mit der Art und Weise, wie sie unterrichtet.

Sind Sie für die Abschaffung der Noten? Noten dürfen nicht den Sinn des Lernens ausmachen. Kinder mit dauernd ungenügenden Noten geraten unter enormen Stress. Es kommt zu Schulverweigerungen, das Selbstwertgefühl wird ruiniert, obwohl doch die Motivation zum Lernen und das Selbstwertgefühl genauso wichtig sind wie das Aneignen von Fertigkeiten und Wissen.

Müsste man folglich die leistungsschwachen Kinder von den Lehrplanziele befreien?

Ja, es geht nicht anders. Entscheidend ist für mich: Glaubt man, ob Kinder von sich aus lernen möchten? Oder ist man der Ansicht, ohne konkretes Leistungsziel würden sie ganz einfach gar nichts tun? In all meinen Jahren als Entwicklungsspezialist habe ich noch nie ein Kind gesehen, das nicht lernen will. Wählt man aber einen falschen pädagogischen Ansatz und überfordert das Kind, kann es mit einer Lernblockade reagieren. Sie können einem Kind Dinge eintrichtern wie in der Koranschule, aber Sie können ihm absolut nichts beibringen, wozu es nicht selber bereit ist. Genau gleich ist es bei den Erwachsenen: Die meisten von uns wären in einer Physikvorlesung überfordert. Aber jeder hat seinen individuellen Verständnisstand, wo man ihn abholen kann. Das Kind bestimmt mit seinem Entwicklungsstand, wozu es zu lernen bereit ist. Hier bin ich nun wirklich kompromisslos, und wer das Gegenteil behauptet, vertritt keine kindergerechte Pädagogik.

Für wie fähig halten Sie die heutigen Lehrerinnen und Lehrer?

Ich bin überzeugt, dass es viele fähige Lehrpersonen gibt, die ein Schulklima schaffen können, in dem ein Kind selber und gern lernt – wenn man sie nur machen liesse. **Was läuft falsch?**

Heute haben die Bildungsdirektionen zu viel Macht und ebenso die Schulpflegen. Gut schweizerisch müsste die Basis, also die Lehrerinnen und Lehrer, viel mehr Gestaltungsmacht haben, anstatt nur zum Ausführen eines Lehrplans genötigt zu werden. Sie dürfen nicht mehr nur als ausführende Gehilfen von Bildungsdirektion und Schulpflegen gesehen werden. Den Lehrern müssen endlich die Verantwortung, die sie letztlich auch tragen, und das notwendige Vertrauen gegeben werden. **Einzelne Lehrpersonen mögen dazu in der Lage sein. Aber wären nicht viele überfordert, wenn sie ihren Lehrplan selber festlegen müssten?**

Nein. Ich traue dies den meisten zu. Natürlich brauchen sie Lehrmittel und methodische Hilfen, damit sie gut arbeiten können. Sie sollten sich aber am Kind orientieren können

und nicht an Lernzielen, die von Fachleuten festgelegt werden, die selber nicht unterrichten. Das wäre etwa so, wie wenn Medizinstudenten von Dozenten unterrichtet würden, die selber nie Patienten sehen.

Die sogenannten Bildungsbürokraten würden Ihnen vorhalten, dass Sie zwar ein renommierter Kinderarzt sind, aber nichts von Pädagogik verstehen.

Ich habe mich dreissig Jahre lang bemüht, das Kind und seine Entwicklung zu verstehen. Eine gute Pädagogik sollte sich am Kind und seiner Entwicklung und nicht an den Bedürfnissen von Institutionen orientieren.

Solche Kritik wird man an der Pädagogischen Hochschule Zürich nicht gern hören – ausgerechnet von Remo Largo, der dort im Jahr 2006 mit dem Bildungspreis für «herausragende Leistungen und Engagement in der öffentlichen Bildung» geehrt worden ist.

Ich habe mich über diesen Preis sehr gefreut, aber ehrlich gesagt, auch etwas gewundert. Ich bleibe trotzdem bei meiner Kritik. Mit ihrer Akademisierung gehen die Pädagogischen Hochschulen in eine verhängnisvolle Richtung. Ihr wissenschaftlicher Auftrag führt dazu, dass sie zu wenig praxiserprobte Leute für die Lehre anstellen. So wie die Studenten unterrichtet werden, werden sie später die Kinder unterrichten. Die Beziehung Kind–Lehrperson wird in der Schule nur dann einen Stellenwert haben, wenn die Beziehung Student–Dozent auch im Studium gepflegt wird. Kürzlich hat der 90-jährige Pädagoge Hans Wymann in der «Weltwoche» die vielen Vorlesungen und den Frontalunterricht an den Pädagogischen Hochschulen kritisiert, während die menschliche Grundlage fürs Unterrichten fehle. Er hat absolut Recht.

Sie haben einmal den Ausdruck geprägt: «Beziehung kommt vor Erziehung.» Bei der SVP stünden Sie damit sofort unter dem Verdacht der «Kuschelpädagogik».

Damit ein Kind gut lernen kann, muss es sich von der Lehrperson angenommen fühlen und spüren: Die Lehrerin mag mich als Person und nicht nur wegen meiner Leistung. Ein Kind, das sich abgelehnt oder ignoriert fühlt, hat wenig oder gar keine Motivation. In der Schule ist es wie in der Familie: Die Kinder brauchen Beziehung, um sich zu entwickeln. Wer sich nur ein bisschen mit Kindern auskennt, kann diese Zusammenhänge nicht ernsthaft bestreiten.

Dieses Jahr beginnt in vielen Kantonen die sogenannte schulische Integration. Die Kinder und Jugendlichen der Klein- und Sonderschulklassen werden also in die normalen Regelklassen integriert und stundenweise von Heilpädagoginnen betreut. So sieht es zumindest die Theorie vor. Was halten Sie davon?

Zunächst eine Vorbemerkung: Mich stört gewaltig, dass dieses weit reichende Integrationskonzept nie mit der Bevölkerung diskutiert worden ist. Auch hier hat die Bildungsbürokratie im Alleingang ein Konzept eronnen, das jetzt von oben nach unten durchgedrückt wird. Ich befürchte Widerstand bei der Lehrerschaft und den Eltern.

Aber die schulische Integration zumindest im Kanton Zürich war ein Bestandteil des Volksschulgesetzes aus dem Jahr 2005, über das abgestimmt worden ist und das auch Sie öffentlich zur Annahme empfohlen haben.

Richtig. Was das aber in der Umsetzung für die Kinder und Eltern konkret heisst, war den meisten wohl nicht bewusst. Damit die Integration der Kinder gelingt, braucht es auch die Integration der Eltern und Lehrpersonen.

Abgesehen von der Art und Weise der Einführung: Befürworten Sie das Prinzip der schulischen Integration?

Absolut. Wir wollen eine integrierte Gesellschaft. Dazu braucht es eine integrierte Schule. Die Integration wird die Nagelprobe für die Individualisierung sein. Damit sie funktioniert, müssen aus meiner Sicht drei Bedingungen erfüllt sein. Erstens muss es eine Lehrerin schaffen, dass ein leistungsschwaches Kind aus der ehemaligen Sonderklasse von allen Kindern in der neuen Regelklasse akzeptiert wird; soziale Integration ist eine Grundvoraussetzung. Zweitens darf das System nicht mehr so kompetitiv, also leistungsorientiert sein wie bisher, weil ansonsten ein schwaches Kind über die Leistung sozial ausgegrenzt wird. Und drittens muss der Unterricht individualisiert werden, damit

das schwächere Kind nicht ständig überfordert wird.

Wie verhindert eine Lehrerin die Ausgrenzung der ehemaligen Sonderklassenkinder?

Ich kenne eine Lehrperson, die fragt ihre Schüler: Wer von euch in der Klasse hilft Marco, der Mühe mit Lesen hat? Kinder sind oft bessere Lehrmeister als Erwachsene. Das stärkt überdies den Zusammenhalt unter den Kindern.

Und was soll die Lehrerin jenen Eltern sagen, die verlangen, ihr eigenes Kind müsse selber besser gefördert werden statt dass es Nachhilfeunterricht für die schwächeren Kameraden gebe?

Ich würde ihnen antworten, dass dadurch die Sozialkompetenz und das Lernen auch des eigenen Kindes gefördert werden. Das ist kein theoretisches Hirngespinnst, es gibt Lehrerinnen, die das längst so machen, zum Beispiel in altersdurchmischten Klassen. Die Mehrheit der Lehrpersonen war zu Beginn skeptisch gegenüber solchen Klassen, weil sie eine zusätzliche Belastung fürchteten, doch heute wollen die meisten nicht mehr zurück.

In den Kleinklassen, die nun in die Regelklassen integriert werden sollen, sitzen ja mehrheitlich Knaben. Ist die Integration ein weiterer Nachteil für sie?

Wenn die Integration richtig läuft, also mit konsequenter Individualisierung und Sozialisierung, dann ist es eine Chance für sie. Wenn wir aber Schule geben wie bisher, bin ich sehr skeptisch.

Viele Lehrerinnen sehen schwarz bei der Integration, zum Beispiel bei Sek-C-Klassen mit hohem Ausländeranteil und anderen Regelklassen mit vielen schwierigen Kindern. Eine Lehrerin sagte mir, Integration unter solchen Voraussetzungen sei das Gleiche wie der Versuch, Zucker in Coca-Cola aufzulösen: Es funktioniert nicht.

Ein treffender Vergleich. Ohne Anpassung der Klassengrößen und eine bessere Durchmischung wird die Integration nicht funktionieren. Wir leiden auch unter einer unglücklichen Entwicklung, die sich oft bis in die Oberstufe nicht mehr korrigieren lässt. Bei Schuleintritt sind Ausländer-, zunehmend aber auch Schweizer Kinder, ungenügend sozialisiert und haben eine mangelhafte Sprachkompetenz. Beides muss bereits im Vorschulalter behoben werden.

Wie tönt es aus der Lehrerschaft, wenn Sie in Ihren Vorträgen für die Individualisierung des Unterrichts plädieren?

Ich höre alles, von Zustimmung bis Ablehnung. Ein Lehrer sagte mir kürzlich: Mein Auftrag ist das Vermitteln von Fachwissen. Und jetzt verlangen Sie, ich müsse mich auch noch um die Beziehung zum Schüler kümmern.

War das ein Primarlehrer?

Das weiss ich nicht. Aber auch für einen Gymilehrer wäre es eine Disqualifikation als Pädagoge. Selbst im Berufsleben kann niemand alles nur auf das Fachliche reduzieren und die Beziehungsebene völlig ausblenden. Für mich ist klar: Lehrer unterrichten Kinder und nicht Fächer.

Warum hat die Sozialisierung einen so geringen Stellenwert in der Schule?

Die Beziehungen zwischen Kind, Lehrer, Eltern und die Sozialisation des Kindes sind keine Grundanliegen der pädagogischen Aus- und Weiterbildung. Dabei verbringen die Kinder Tausende von Stunden in der Schule. Sie werden durch die Schule zwangsläufig sozialisiert, die Frage ist nur wie!

Sind Fachunterricht und die vielen Teilzeitstellen gerade im Primarschulbereich nicht ein grosses Hindernis für die Kinder, um stabile Beziehungen aufzubauen?

Sicher. Um Beziehungen aufzubauen, brauchen die Lehrperson und die Kinder gemeinsame Erfahrungen. Kinder sind für Eltern und Lehrer am besten durch eine vertrauensvolle Beziehung führbar. Gibt es diese nicht, muss viel mehr Disziplin eingefordert werden.

Ob die Schule heute tatsächlich einen Sozialisierungsauftrag hat, ist politisch umstritten. Die Rechte meint, das solle weiterhin Sache der Familie bleiben. Wie weit

geht dieser Auftrag für Sie?

Gerade in der SVP hört man ja oft von der Erziehungsverantwortung, den die Familie wieder wahrnehmen müsse. Aber ist diese von den Eltern je allein wahrgenommen worden? Historisch gesehen, waren die Eltern nie die einzigen Bezugspersonen für Kinder, sondern es gab immer ein grosses soziales Netz von Erwachsenen und jede Menge Kinder, die als Vorbilder für die Sozialisierung dienten. Ein afrikanisches Sprichwort sagt: Um ein Kind aufzuziehen, braucht es ein ganzes Dorf. Jetzt sind die meisten Familien auf einen bis zwei Elternteile und eines oder zwei Kinder geschrumpft. Eine sinnvolle Sozialisierung ist auf diese Weise gar nicht mehr möglich. Ob die SVP es will oder nicht: Die Schule hat zur Sozialisierung der Kinder einen Beitrag zu leisten. Tut sie es nicht, entstehen Defizite.

Gibt es gar keine Familien mehr, die diese Sozialisierung noch zu leisten vermögen?

Doch. Ich vermute aber, dass es die Mehrheit der Familien nicht mehr schafft.

Muss die Schule zum Ersatzelternhaus werden?

Die meisten Eltern möchten sich wirklich um die eigenen Kinder kümmern. Doch die Realität sieht anders aus: 75 Prozent der Mütter von Schulkindern sind berufstätig, und 40 Prozent dieser Kinder sind zu Hause nicht beaufsichtigt. Die Frage ist: Wollen wir den Fernseher als Ersatzsozialisierung?

Würde wirklich alles besser dank Krippe und Hort?

Krippen dienen nicht der Aufbewahrung von Kindern. Gute Krippen leisten einen Beitrag zur Sozialisierung der Kinder und vermitteln ihnen Entwicklungserfahrungen, die ihre Eltern ihnen oft nicht geben können. In Tagesschulen geben Lehrer nicht nur Unterricht, sondern betreuen die Kinder auch in der Mittagszeit und nach der Schule. Wenn man mit einem Kind zusammen isst und auch mal über den FCZ spricht anstatt nur über Fächer, kann man auf eine andere Art Schule geben, weil man das Kind individueller wahrnimmt und eine tiefere Beziehung zu ihm entwickelt. So wird der Unterricht für das Kind besser und für den Lehrer einfacher. Müssen Lehrpersonen künftig mehr betreuen und weniger unterrichten? Das darf man nicht verallgemeinern. Es stimmt aber schon nachdenklich, wenn eine Lehrperson nur Stoff vermitteln will, aber kein Interesse am Kind hat, also ein pädagogisches Interesse vermissen lässt.

Handkehrum gibt es viele Lehrerinnen, die den Spagat zwischen Berufstätigkeit und eigener Familie schlecht aushalten.

Gerade deshalb müssen wir ja das Problem der Kinderbetreuung dringend lösen. Nur sollten die Frauen hier kaum Hilfe von den Männern erwarten, weil diese befürchten, dass die Frauen zu mächtig und zu selbstständig werden. Ich ermuntere die Frauen immer wieder, eine Frauen- oder Familienpartei zu gründen, damit sie ihre berechtigten eigenen Interessen und die Interessen der Kinder endlich durchsetzen können.

Bei aller bildungsmässigen Chancenungleichheit für die Buben muss man doch festhalten: In den gut bezahlten Berufen und in den Hierarchien sind die Männer noch immer dominant.

Wenn Männer ihre Stellung über Kompetenz halten sollen, dann stehen ihre Chancen in einer Dienstleistungsgesellschaft nicht sehr gut. Denn dort ist Sozialkompetenz gefragt. Etwas maliziös gesagt: Ich habe den Eindruck, manche Männer ziehen sich in Chefpositionen zurück, weil die Kompetenz dort keine so grosse Rolle mehr spielt. **Das klingt nun aber sehr nach einem feministischen Klischee.**

Klischees haben oft einen wahren Kern. In der Welt der Universität und der Spitäler, wo ich mich auskenne, sichern sich gewisse Männer durch Status ab und weniger durch Kompetenz. Doch gerade in den Bereichen der Medizin und der Bildung haben die Frauen jetzt nicht nur eine grosse Chance, sondern sie müssen mit ihrer guten Ausbildung auch mehr Verantwortung übernehmen.

Ist Ihr Nachfolger auf der Abteilung Entwicklungspädiatrie am Kinderspital Zürich eine Frau?

Zu 49 Prozent. Wir haben eine Ko-Leitung, die gegen aussen von einem Mann vertreten wird. Es braucht mehr Frauen in leitenden Stellungen, sind doch 80 Prozent der Kinderärzte in Ausbildung Frauen. Die gleiche Situation haben wir in vielen Pflegeberufen

oder in der Lehrerschaft. Bildung verpflichtet: Würden diese Frauen nach der Ausbildung alle zu Hause sitzen, wäre das nicht nur eine gewaltige volkswirtschaftliche Verschwendung, sondern wir hätten schlicht keine Kinderärzte oder Lehrer mehr.

Am Mittwoch, 23. Januar 2008, 16.00 Uhr spricht
Manfred Spitzer im Auditorium Ettore Rossi des Inselspitals in Bern
zum Thema:
Erziehung grenzenlos?

Vgl. Anhang zu diesem Newsletter!

Und hier also noch die Worte Janusz Korczaks, polnischer Arzt, Schriftsteller
und Pädagoge (1878 – 1942):

Ihr sagt: „Der Umgang mit Kindern ermüdet uns“.
Ihr habt Recht. Ihr sagt: „Denn wir müssen zu ihrer Begriffswelt hinuntersteigen.
Hinuntersteigen, uns herabneigen, beugen, kleiner machen.“
Ihr irrt euch. Nicht das ermüdet uns, sondern, dass wir zu ihren Gefühlen
emporklimmen müssen. Emporklimmen, uns ausstrecken, auf die Zehenspitzen
stellen, um nicht zu verletzen.

Bis zum nächsten Mal: Seid alle ganz herzlich gegrüsst!

Daniel Wirz